

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Caterina Bonvicini

*Das Gleichgewicht
der Haie*

Roman

Aus dem Italienischen von
Katharina Schmidt

S. Fischer

Die italienische Originalausgabe erschien 2008
unter dem Titel *L'equilibrio degli squali*
bei Garzanti Libri s.p.a., Milano
Copyright © 2008 Caterina Bonvicini
First published in Italy
by Garzanti Libri S.p.A., Milano 2008
Published in agreement with the author
through Piergiorgio Nicolazzini Literary Agency
Für die deutsche Ausgabe:
S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2010
Satz: pagina GmbH, Tübingen
Druck und Bindung: CPI Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2010
ISBN 978-3-10-003514-1

2. *Ich befreie mich immer*

Es ist halb drei, eine kalte Sonne hebt die Konturen der Berge hervor. Alle kommen mir entgegen, während ich in die Stadt hineinfahre. Ich lasse mich von der Umgehungsstraße leiten und denke: *Turin scheint mich zu mögen, schau, wie es dich begrüßt!* An manchen Tagen entdecke ich, wie die Freude eine Art Schmerz hervorbringt. Wird dieses Gefühl zu stark, kann ich es kaum ertragen. Aber dann ertrage ich es doch, und wie. Ich habe die richtige Konstitution, das Volumen eines großen Gefäßes: Ich kann schamlos Unmengen in mich aufnehmen, wenn ich will. Und natürlich will ich.

Ich schaue auf die schneebedeckten Gipfel, die das Sonnenlicht zurückwerfen. *Ich kann die ganze Gebirgskette in mich aufnehmen.* Ihre Schönheit ist geradezu grausam, aber ich denke: *die passt schon rein.* Bei diesem Gefühl beschleunige ich automatisch, na ja, dann fahre ich eben schneller als erlaubt. *Das gesamte Alpenpanorama passt in mich rein.* Mir kommt es vor, als hätte ich ein Weitwinkelobjektiv im Auge. Ich bilde mir ein, den Montblanc, den Monte Rosa und den Monviso zu sehen, vielleicht sogar die Dolomiten. Unter einem blankgefeigten Himmel.

Ich bin hier geboren, doch in meinen Adern fließt sizilianisches Blut. Eigentlich liegen Turin und Palermo gar nicht so weit auseinander. In meinem Kopf kreuzen sie sich in einem bestimmten Punkt mit der Unausweichlichkeit zweier Diagonalen. Ich nehme einen Stift und zeichne einen Punkt an die Wand. Genau HIER.

Von diesem Punkt nimmt alles seinen Ausgang. Viele bezeichnen ihn als das Gefühl, sterben zu müssen. Ich habe einen anderen Namen dafür gefunden: für mich ist er die *Überlebensfreude*.

Als Kind verbrachte ich meine Ferien immer bei den Eltern meines Vaters in Sizilien. Die Großeltern nahmen mich zur Messe in die Kirche San Giuseppe dei Teatini mit. Dort stand ich eine Stunde und starrte gebannt in die Kuppel hinauf. Sah mir die von all dem Marmor und Gold gebrochenen Farben an, eine übertriebene Pracht, und die dicht an dicht gedrängten Statuen, die so gar nicht den Eindruck von Gottes Triumph erweckten, sondern, wie ins Gegenteil verkehrt, den eines Beinhauses, eines Massengrabes.

In Palermo brachten mir die Toten sogar Geschenke. Schöner und größer als die, die ich zu Weihnachten bekam. Den zweiten November habe ich schon immer voller Spannung erwartet.

Ich kann mich noch an ein rotes Fahrrad erinnern, auf dem ich wie eine Verrückte in die Pedale tretend und mit wildem Klingeln durch den Hof der Großeltern gesaust bin. *Danke, ihr Toten. Danke. Genau das Fahrrad, das ich mir schon immer gewünscht habe.* Papa hat dann veranlasst, dass es mit dem Güterzug nach Turin gebracht wurde. Bei der Ankunft war es ganz verbeult. *Ich danke euch trotzdem, ihr Toten.*

In Turin ist diese Vertrautheit mit dem Tod eher unterschwellig zu spüren, als ein allmählicher Verlust. Ein ebenso quälendes wie leises Gefühl, das sich auf leeren Plätzen äußert. Deshalb habe ich den Tick, bei Tagesanbruch durch die verlassenem Straßen zu laufen, wenn außer mir kein Mensch unterwegs ist. Etwa am Sonntagmorgen. Die menschenleere Stadt erzählt mir dann etwas ganz Persönliches. Etwas, das ich kenne und teile, das ich immer wieder hören, *wiedererkennen* muss.

Heute ist jedoch ein schöner Tag im Februar, halb drei Uhr nachmittags, und ich bin gerade geschieden worden. Um ein wenig von meiner Anspannung abzubauen, beschließe ich, mit dem Auto durch die Gegend zu fahren, einfach so, um das Alpenpanorama zu genießen. Mich verbindet viel mit diesen Bergen. Ich schaue sie mir seit dreißig Jahren an. Sie wissen alles über mich, unter anderem, dass meine Ehe nicht glücklich war.

Im Übrigen hatte mir niemand etwas gesagt. Nicola war ein fröhlicher junger Mann, so lebhaft, voller Elan. Seine Augen lachten immer. Er wirkte ein bisschen sonderbar, das stimmt, aber da war eigentlich nichts, was das Schlimmste befürchten ließ. Wir haben uns kennengelernt, ineinander verliebt und geheiratet, alles geschah so schnell, mit der glühenden Begeisterung von Zwanzigjährigen.

Genauso schnell, wie ich mich seinem ersten Anfall manischer Depression stellen musste. Als das passierte, hat seine Mutter mich angerufen und mir die Nummer seines Psychiaters gegeben. Einfach so, eiskalt, beinahe mechanisch: Nulleinseins und so weiter.

»Ruf ihn an.«

»Ich?«

»Na ja, schließlich bist du seine Frau.«

Nie zuvor habe ich mit diesem Wort eine solche Verantwortung verbunden. Ich hatte jung geheiratet, da denkt man nicht an so etwas.

»Hat er niemals mit dir über diese Störungen gesprochen?« Es klang wie ein Vorwurf, als hätte meine Jugend dies nicht zugelassen. »Er leidet seit der Pubertät daran. Merkwürdig.«

»Nein. Nie.«

Vielleicht hat meine Einsilbigkeit sie ja gerührt, ich weiß es nicht. Erwartet hatte ich, dass jetzt ein »Na also, ich habe es ja gewusst« käme, um mir auf subtile Weise die Schuld daran zuzuschieben. Stattdessen bemerkte ich, wie sie sich zurückhielt

und so etwas wie Mitleid zeigte. »Vielleicht hatte er ja Angst«, erklärte sie mir.

Aber ich hatte doch auch Angst. Damit hatte meine Schwiegermutter nicht gerechnet. Meine Mutter starb daran, an einem Nachmittag, ich war erst sechs Jahre alt, da ist sie vom Balkon gesprungen.

»Und wenn er sich etwas antut?«, fragte ich und befürchtete, dass man meiner Stimme deutlich meine Angst anhörte. Sie klang jedoch, als sei ich zu keiner menschlichen Regung fähig. Ich wusste nicht, ob ich darüber erleichtert sein oder mich noch mehr fürchten sollte. Also habe ich einfach abgewartet, wie sie reagierte.

»Es wird gar nichts passieren. Du musst nur darauf achten, dass er seine Tabletten nimmt, mehr nicht. Dann geht es vorbei. Du wirst dich daran gewöhnen.«

Ich habe mich tatsächlich daran gewöhnt.

Nicola hat mich oft in der Universität gesucht und die Vorlesung gestört. Dann klopfte der Pförtner, drei Mal, mit äußerster Zurückhaltung, bevor er die Tür öffnete und fragte: »Sofia Ballarò? Ist hier eine Sofia Ballarò?«

»Ja, ich«, sagte ich dann und stand auf.

Es wurde so still im Raum, dass man eine Stecknadel hätte fallen hören, und alle starrten mich an. Zu viele Augen fixierten mich, deshalb beugte ich mich vor und versuchte, mein Gesicht hinter meinen Haaren zu verstecken.

»Jemand fragt nach Ihnen. Es ist dringend.«

»Danke.«

Ich ging hinaus auf den Flur und dort stand Nicola stocksteif, den Mantel schief zugeknöpft, einen Koffer in der Hand.

»Sofia«, sagte er zu mir, »ich wollte mich nur von dir verabschieden. Ich gehe fort.«

»Wohin?«

»Mich umbringen.«

»In Ordnung, ciao«, sagte ich, drehte mich um und ging in die Vorlesung zurück.

Manchmal aber fiel ich doch auf ihn herein. Als er sämtliche Mahagonitüren in unserer Wohnung verschloss, zum Beispiel. Die zwischen Eingangsbereich und Flur, die zwischen dem Flur und den beiden Schlafzimmern und die zu seinem Schlafzimmer. Unsere Wohnung war ein Labyrinth aus Türen. Und ich trat sie alle, eine nach der anderen, ein. Danach schaute ich verblüfft auf meine Beine, auf die runden Stiefelspitzen, dachte *Donnerwetter, was für eine Kraft!* und wandte mich den leeren, wie ausgeweideten Rahmen zu, den auf den Boden geworfenen oder aus ihren Verankerungen gerissenen Verstrebungen, den aufgebrochenen Schlössern. Zwei Türen hingen schief in den Angeln, eine lag der Länge nach auf dem Parkett. Er lag weinend im Bett. Fünf oder sechs Fläschchen mit Barbituraten auf dem Nachttisch aufgereiht, alle leer.

»Hast du die etwa eingenommen?« Ich schüttelte ihn.

»Ich habe sie ins Waschbecken gekippt«, antwortete eine todmüde Stimme, die so fremd klang, als erschöpfte ihn allein schon die Vorstellung, sie alle geschluckt zu haben.

Dann sammelte ich die Fläschchen ein und dachte: *Morgen muss ich den Schreiner anrufen.* Ging in die Küche und notierte im Kalender: »Anruf Schreiner.«

Als Nicola die gepanzerte Wohnungstür von innen verriegelte, sah ich mich gezwungen, die Feuerwehr zu rufen. Sie kamen mit ihren Leitern, zertrümmerten Fensterläden und Scheiben. Das Blinklicht ihres Wagens beleuchtete das Gesicht meines Katers, der zum Vorschein kam, weil er wissen wollte, was da vor sich ging. Ich sah seinen schwarzen Kopf im Rahmen der zerbrochenen Fensterscheibe.

»Achtung, da ist eine Katze!«, schrie ich.

Dann kam auch noch ein Krankenwagen, doch es war nicht nötig, Nicola den Magen auszupumpen. Er hatte nur ein paar Tavor genommen. Es war drei Uhr nachts, ich war gerade von einer Party zurückgekommen. Mir taten die Füße weh, und ich streifte die Schuhe ab.

»Signorina, laufen Sie nicht barfuß herum«, hielt mich ein Feuerwehrmann zurück. »Überall liegen Scherben.«

Dann musste ich ein Formular ausfüllen, aber ich war so verwirrt, dass ich den Leuten von der Feuerwehr anstelle des Formulars das verkehrte Blatt gab. Nicolas Abschiedsbrief an mich. *Lebwohl, Sofia ...*

Eines Abends – ich war allein zu Hause – habe ich im Wohnzimmer das Fenster geöffnet. Ich fühlte mich so erschöpft. Ich bin auf das Fensterbrett gestiegen und dort eine Zeitlang stehengeblieben. Irgendwann kletterte ich wieder herunter und habe ihn verlassen.

Dass ich ihn verlassen wollte, löste bei ihm eine schreckliche Krise aus. Er hat Möbel umgestoßen, Platten, Bücher, Bilderahmen, Kleider und Vasen aus dem Fenster geworfen. Daraufhin haben die Nachbarn die Polizei gerufen. Nicola ist auf das Dach geklettert. Aber er hat sich nicht etwa fallen lassen, sondern die Leute auf der Straße unterhalten. Die Carabinieri hatten also alle Zeit der Welt, ihn da runterzuholen.

Ich hatte gerade meinen Koffer geschlossen und wollte gehen, irgendwohin, weit weg, vielleicht nach Sizilien, als dieser Anruf kam. Ich bin zu ihm in die Klinik gefahren. Er brauchte einen gerichtlich bestellten Betreuer, sonst hätte er gleich alles hingeworfen und dann auf Nimmerwiedersehen Therapie. Verdammter Basaglia, deinetwegen gibt es keine geschlossene Psychiatrie mehr. Nicolas Eltern sagten: »Übernimm du das. Wir sind zu alt. Uns bricht es das Herz, ihn so zu sehen.«

Ich habe auf dem Kachelfußboden kniend die Mottenkugeln aufgesammelt, die er verstreut hatte, dabei dachte ich: *Wenn ich ein paar Kugeln übersehe und er sich später damit vergiftet, na ja, halb so wild.*

Als es ihm besser ging, habe ich ihn nach Hause geholt. Er wollte seine Rückkehr feiern, darauf anstoßen. Also bin ich in die Küche gegangen und mit einem eiskalten Bier zurückgekommen.

»Was ist mit dem Rotwein?«, hat er mich gefragt. »Wo sind denn die Flaschen, die ich in der Langhe gekauft habe? Hast du die alle leergesoffen, als ich in der Klinik war? Hast du dir Freunde eingeladen, während ich dort war?«

Ich hatte überhaupt niemanden eingeladen und war so allein gewesen wie noch nie zuvor. Kein Mensch hatte diese Flaschen angefasst. Ich hatte sie nur versteckt, damit er seine Psychopharmaka nicht noch mit Alkohol mischte.

»Du solltest eigentlich nicht einmal ein Bier trinken. Also gib dich damit zufrieden.« Ich rauchte schweigend.

Zunächst war er wie erstarrt und sah mich gereizt an, als sei alles meine Schuld, seine Einlieferung in die Klinik und alles Übrige. Schließlich ist er in Tränen ausgebrochen.

»Entschuldige«, sagte er und weinte unaufhörlich, während er sich die Hände gegen die Schläfen presste, um der Auflösung entgegenzuwirken. »Entschuldige. Wie läuft es mit deiner Examensarbeit?«

»Ich habe sie abgegeben«, antwortete ich verärgert über diese allzu beiläufige Frage.

»Trotz allem?«

»Trotz allem.« Ich habe so fest geschluckt, wie ich es niemals für möglich gehalten hätte.

»Trotz des Chaos, das ich veranstaltet habe?«

»Ja.« Das klang schon demütiger.

»Also bist du stark.«

»Ich hatte doch einen Abgabetermin.« Ich glaube, das habe ich ohne Hintergedanken gesagt.

Nicola hat wieder angefangen zu weinen.

»Ich habe eine starke Frau geheiratet, wie schön. Oh, wie schön, soviel Glück habe ich fast nicht verdient.« Er hat den Kopf gehoben und mich genau angesehen. Nein, ganz genau.

»Und du bist nicht einmal eine erwachsene Frau, sondern eigentlich noch ein junges Mädchen. Du bist erst vierundzwanzig und schon so stark. Ich bin beeindruckt, Sofia.«

Dass er so auf meiner Stärke herumritt, hat mich aufgeregt, und ich habe gestottert: »Ich weiß nicht, ich weiß nicht. Lass uns bitte schlafen gehen.«

Sein Körper, sein Atem neben mir im Bett ekelten mich an. Er hat mich so fest umarmt, dass ich zu ersticken glaubte. Aber da war etwas unter meinen Rippen, ein Atemstillstand in Höhe des Brustbeins, was mir verbot, ihn wegzustoßen, etwas, das sich anfühlte wie eine dichte, geschwollene Blase, ich wusste nicht, wie ich es sonst nennen sollte.

Dann kamen die Anfälle von Verfolgungswahn. Einmal hat er mich zehn Tage in die Wohnung eingesperrt, angeblich um mich »zu beschützen«. Er riss die Steckdosen mit einem Schraubenzieher aus der Wand und sagte: »Das Telefon wird überwacht. Wir müssen uns vorsehen.«

Aus übergroßer Fürsorge verbrannte er gleich noch mein Handy im Kamin.

Nicola hatte ein Praktikum bei einem Rechtsanwalt begonnen und bearbeitete gerade einen heiklen Fall. Damit hat alles angefangen. Mit einem Quäntchen Wahrheit. Zunächst habe ich ihm auch noch geglaubt, als er mir erzählte, ein Klient mit Verbindungen zur Camorra bedrohe sie. Nichts Außergewöhnliches für einen Strafverteidiger, dachte ich. Ich wollte lieber an ernsthafte Probleme glauben, als noch einen der vielen, gemeinsam durchgestandenen Klinikaufenthalte in Betracht zu ziehen. Als er dann den amerikanischen Geheimdienst ins Spiel brachte, war es mit meinem persönlichen Thriller vorbei. Aber es war bereits zu spät, ich stand schon unter Hausarrest und blieb es zehn Tage lang, als ich anfang zu begreifen.

Er trug Handschuhe, wenn er mich streichelte. Die er nie auszog, um keine Fingerabdrücke zu hinterlassen. Schwarze Lederhandschuhe, von seiner Mutter. Denn er hatte kleine Hände und zarte, schmale Finger.

Eines Abends, während Nicola schlief, holte ich den Feuerlöscher, den er im Bad versteckt hatte. (*Sollten sie versuchen, das Haus anzuzünden, dann findest du ihn hier zwischen den Handtüchern, merk dir das, Sofia.*) Mit ihm habe ich das Fenster eingeschlagen, das er mit Silikon versiegelt hatte, und bin hinausgesprungen. Wir waren vor kurzem umgezogen, und vorsichtshalber hatte ich eine Wohnung im ersten Stock ausgesucht. Dennoch fürchtete ich mich ein wenig davor hinunterzuspringen. *Wenn ich mich dabei verletze, lässt der mich doch eher verbluten, als dass er den Krankenwagen ruft*, habe ich gedacht. Aber das Risiko musste ich eingehen, ich bin gut angekommen und habe mir nur leicht den Knöchel verstaucht. Trotzdem bin ich weggerannt, sogar ziemlich schnell.

Als ich eine Apotheke fand, die Nachtdienst hatte, schlüpfte ich blitzschnell dort hinein und sackte auf einem Hocker unter einem Verkaufsstander mit Kondomen zusammen. Kein Wort habe ich herausgebracht. Nicht der Tränen wegen. Ich habe überhaupt nicht geweint. Nein, weil ich so husten musste, ich hatte einen richtigen Anfall. Man hat mir ein Beruhigungsmittel gegeben, und hustend habe ich erklärt, was passiert ist.

Der Apotheker hat das Ganze in die Hand genommen.

»Keine Sorge, ich kümmere mich darum.«

»Sie können aber keinen Krankenwagen oder die Carabinieri hinschicken, wer weiß, was er sich dann wieder für eine schreckliche Verschwörung ausmalt, die angeblich gegen ihn im Gang sein soll.«

Doch der Apotheker blieb unerbittlich: »Wir können ihn doch nicht dort lassen, Signorina.«

Sie haben mich in einen Streifenwagen gesetzt. Der Krankenwagen parkte schon vor dem Tor, als ich ankam. Auf dem Rasen standen drei Carabinieri, von denen einer in ein Megaphon schrie: »Kommen Sie bitte da raus!«

Hinter ihnen wartete schon der Psychiater mit der Spritze in der Hand. Nicola hatte sich drinnen verbarrikadiert.

»Kommen Sie heraus, wir tun Ihnen nichts.«

Dann haben sie die Tür aufgebrochen und ihn zu viert festgehalten. Der Arzt hat ihm die Spritze in die Vene gestoßen und seinen Arm so heftig gepackt, als wollte er ihm einen Dolchstoß versetzen oder ein Pferd impfen. Nicola schrie und schrie. Nach einer Viertelstunde hatte er sich ein wenig beruhigt. Er lief um den Krankenwagen herum, wollte aber nicht einsteigen. Zwei freiwillige Helferinnen vom psychiatrischen Notdienst versuchten höflich, ihn zu überreden: »Kommen Sie doch mit uns.«

Aber Nicola schüttelte nur den Kopf und warf mir einen finsternen Blick zu: »Verräterin«, sagte er leise. »Verräterin.«

Ich saß auf den Stufen vor der Haustür, die Ellbogen auf die Knie und die Hände unters Kinn gestützt. Er kam nicht näher, lief einige Meter vor mir auf und ab.

»Ausgerechnet du.«

Plötzlich ist er doch in den Krankenwagen gestiegen.

»Ausgerechnet du, Verräterin.«

Als sie ihn festschnallen wollten, hat er sich wieder aufgeregt und versucht zu fliehen, aber nun saß er schon in der Falle. Sie hatten ihm ein Schlafmittel gespritzt.

Der Apotheker war so freundlich, mich in die Klinik zu begleiten. Ein Krankenpfleger schloss erst die dicke Eisentür hinter uns, bevor er mich fragte: »Sind Sie eine Angehörige?«

»Ich bin seine Frau.« Bei diesen Worten überlief es mich eiskalt.

Der Krankenpfleger hat mir Nicolas persönliche Sachen übergeben. Uhr, Portemonnaie, einen Löffel, den er in der Tasche gehabt hatte, die Wohnungsschlüssel und ein BIC-Feuerzeug.

»Er darf nichts bei sich behalten.« Und dann hat er mir etwas gereicht, das aussah wie ein Gefrierbeutel oder etwas für die Pathologie.

In die Wohnung zurück wollte ich nicht, deshalb habe ich den Apotheker gebeten, mich vor einem Hotel abzusetzen. Als ich

das Zimmer betrat, habe ich den Plastikbeutel neben den Fernseher gelegt, mir aus der Minibar einen Whisky geholt und ihn getrunken. Ohne die Schuhe auszuziehen, legte ich mich auf das Bett und holte einen dünnen roten Seidenschal aus der Tasche, den ich mir beim Araber auf dem Markt an der Porta Palazzo gekauft hatte. Meine Augen glitten suchend die Decke entlang. Ich habe keinen anderen Platz gefunden, um ihn zu befestigen, als das Gitter der Klimaanlage. Also holte ich mir einen Stuhl, bin daraufgestiegen und habe ihn dort angebunden. Er fiel so dicht an der Wand herunter, klebte förmlich daran, dass es mir unmöglich schien, etwas daran aufzuhängen. Ich habe mich wieder auf das Bett gelegt und von dort aus den Schal betrachtet, der die Wand schmückte wie eine seidene Bordüre. Die rosa Tapete verursachte mir Beklemmungen. Beim Einschlafen musste ich unbedingt an etwas Schönes denken, aber mir ist nichts eingefallen. Nur die Perlenkette meiner Mutter, keine Ahnung, warum.

Am Abend meines achtzehnten Geburtstags legte mir mein Vater ein Päckchen aufs Kopfkissen.

»Das ist ein Geschenk von Mama.«

Ein wenig erschrocken, habe ich langsam die Augen geöffnet. Ich mag nicht länger Geschenke von den Toten erhalten. Trotzdem packe ich es schnell aus und dabei fällt mir das Etui aus den Händen. Ich bücke mich und hebe es auf. Atme tief ein, nehme die Haare über dem Nacken zusammen und strecke Papa den Hals entgegen, während sich meine Schultermuskeln vor Nervosität verkrampfen.

»Kannst du sie mir zumachen?«

Am nächsten Tag ziehe ich die Perlenkette an und verlasse das Haus. Ich gehe unter den Arkaden entlang, hinter der Piazza Castello biege ich nach rechts ab. Auf der Piazza Vittorio bleibe ich einen Augenblick stehen und betrachte die weißen Fassa-

den und die Dachgauben. *Mein Gott, ist das schön hier!* denke ich, bevor ich schnell zum Po hinunterlaufe.

Ich überquere hastig die Straße, ohne auf die Ampel zu achten. Auf der Brücke steht ein Mann, stützt sich mit den Ellbogen auf das Geländer und schaut ins Wasser. Als ich an ihm vorbeigehe, rückt er sofort, wenn auch nur ein wenig, zur Seite. Ich stelle mich einige Meter von ihm entfernt hin und ahme seine Haltung nach. Unerwartet lächelt der Mann mich an: »Wissen Sie noch, wie ausgetrocknet er im Sommer war? Wie schön, dass er sich erholt hat.«

»Stimmt«, antworte ich zurückhaltend.

Ich bleibe einen Augenblick stehen, um den Fluss zu betrachten, der wenig Wasser führt, aber dennoch voller Leben ist. Mit einer Spange stecke ich meine Haare hoch und nehme die Kette ab, die ich einen Moment in der Hand halte, wie um ihr Gewicht zu prüfen, bevor ich sie in den Po werfe.

Der Herr sieht mich einen Augenblick verwirrt an, doch Turin ist zum Glück eine ganz besondere Stadt. Er hat etwas begriffen: obwohl er nicht weiß, worum es geht, respektiert er meine Geste. In seinem Verhalten spüre ich sogar etwas wie Empathie.

Aber es half nichts, mich an diesem verdammten Abend, in diesem beschissenen Hotel an meinen achtzehnten Geburtstag zu erinnern: Ich hustete weiter, war dabei, den Inhalt meiner Lungen auf das Kissen zu spucken. Auf einmal kam mir eine Idee, und ich habe ganz leise geflüstert: »Ihr Toten, ich wünsche mir eine neue Perlenkette.«

Der Lampenschirm warf ein leuchtendes Viereck an die Decke. »Und einen mokkafarbenen Lidschatten.«

Später wurde es im Grunde viel einfacher. Nach seiner Einlieferung und der nachfolgenden Genesung hatte Nicola wie durch ein Wunder seine Menschlichkeit zurückgewonnen.

»Geh jetzt, Sofia.«

»Soll ich mich etwa umbringen?« Ich habe gelacht wie eine Idiotin.

Zum Glück hat auch er gelacht. Ich weiß schon, das hat er getan, damit ich mich nicht so schuldig fühlte. Und nicht so allein.

»Geh, wohin du willst, nur verlass mich.«

Damit machte er es mir besonders schwer. Das Gefühl, ein Anrecht auf mein eigenes Glück zu haben, wurde so übermächtig in mir, dass ich nicht mehr in der Lage war, mir dieses Glück auch zu nehmen. In meiner Verwirrung hatte ich sogar Lust bekommen, mit ihm zu schlafen.

»Na, wir könnten jetzt doch eine Flasche Barolo aufmachen.« Nicola hat kurz nachgedacht, die Vorstellung reizte ihn.

»Ich trinke besser ein Bier. Mach für dich eine Flasche auf. Nimm die beste.«

»Nein, nein, lass nur. Ich leiste dir mit einem Becks Gesellschaft. Es ist zu heiß für Rotwein.«

Wir haben uns angesehen, wie am Anfang unserer Beziehung, als noch nichts passiert war, und dass uns dieses Gefühl, das die Krankheit zunichte gemacht hatte, wie aus heiterem Himmel wiedergegeben wurde, erfüllte uns mit Freude und Melancholie zugleich.

»Geh, Sofia, und zwar sofort, solange ich bei Verstand bin und den Mut habe, nicht nur an mich zu denken. Lassen wir die üblichen Rituale, die gefährlich sein können. Da reicht schon ein Glas, eine Überlegung, irgendeine Schwäche. Lauf weg. Vergiss alle praktischen Erwägungen. Schnell, nutze diese Chance.« Ich war so verblüfft, dass ich nicht begriff, ob es sich dabei wieder um Erpressung oder um ein längst vergessenes Anzeichen von Großmut handelte.

»Wo soll ich denn hingehen?«, rutschte es mir heraus. Vielleicht, weil mir in diesem Moment kein Ort einfiel, an den ich hätte fliehen können.

»Mensch, Sofia. Hast du noch alle deine Sinne zusammen, oder nicht?«

Verwirrt schüttelte ich den Kopf.

»Kannst du denn nicht selbst irgendeinen Vorwand finden? Muss ich ihn noch für dich erfinden? Ein Urlaub, oder was weiß ich, Urlaub in Sizilien, der spukt dir doch seit langem im Kopf herum. Zwing mich nicht, dir auch noch den Flug zu buchen. Im Augenblick kann ich klar denken, na gut, aber nutz das nicht zu sehr aus. Das hieße zuviel von mir zu verlangen.« Ich weinte. Weil es mir so vorkam, als würde er mich rauswerfen. Ich habe sogar noch die Unverschämtheit besessen, ihn zu attackieren. Doch an jenem Abend wollte Nicola mir wirklich nur helfen. Deshalb hat er sich nicht aus der Ruhe bringen lassen. Ich durfte alles, mich austoben, den leichtesten Weg für mich wählen.

»Ach ja? Du sagst mir also, ich soll meine Koffer packen? Mir, die ich dir andauernd geholfen habe? ... Wer ist denn in dieser Scheißklinik bei dir gewesen, wer? Wer denn? Deine Mutter etwa? Ganz bestimmt nicht. Schon gut, schon gut, ich will dich nicht länger stören.« Ich habe mich abrupt umgedreht und deutlich verletzt gefragt: »Bist du sicher, dass du mich rauswerfen willst?«

Nicola hat mich unendlich traurig angesehen: »Ja, ganz sicher.« Ich wollte sogar aus lauter Hochmut die Tür hinter mir zuknallen. Nach den vielen Einsätzen der Feuerwehr schloss sie jedoch nicht mehr richtig, ich habe verbissen an ihr gezerrt, vergeblich, sie hatte sich auf Höhe des Schlosses verzogen und nur dumpf geknarrt.

»Scheiße verdammt, irgendjemand muss den Schreiner rufen!«, habe ich gebrüllt.

Doch auf einmal fühlte ich mich wie von einer Last befreit und bin die Treppe hinuntergerannt, ohne mich auch nur noch ein einziges Mal umzuschauen.

3. Der Dämon

Mein Vater ist ein fröhlicher Mensch. Man sieht es an seinen Falten, die ihm die Sonne und nicht der Kummer eingeritzt haben. Er hat den Dämon außerhalb seiner selbst gefunden. Und er streichelt ihn, berührt ihn an der Flosse, hypnotisiert ihn, indem er ihm eine Hand auf die Nase legt.

Für ihn ist dieses Tier elegant und hat nichts von einem Ungeheuer. Da es unverzichtbar für das ökologische Gleichgewicht des Meeres ist, muss es geschützt werden. Und er betont, dass es kein Dämon sei.

Einmal in der Woche schickt er mir seine Botschaften. Ein Unterwasservideo. Es ist unsere Art, miteinander zu kommunizieren. Ich schreibe ihm Mails, und er antwortet mir mit einem Video. Er schneidet die Aufnahmen zusammen, unterlegt sie mit Musik und spricht Kommentare dazu.

Er schickt mir das Video als Anhang und nachdem ich es geöffnet habe, erscheint ein eingeblendeter Schriftzug: *Cape Town, 9. Februar 2004*. Vor mir eine blaue, glitzernde Fläche und ein orange gestreifter Himmel, später taucht eine kahle, felsige Insel auf, die von Ohrenrobben bevölkert ist.

Ein Albatros kreist mit ausgebreiteten Schwingen darüber. Er öffnet und schließt den Schnabel, als würde er *Ne me quitte pas* im Playback singen ... Ich muss laut lachen. Papa liebt Jacques Brel und legt diesen Song Schildkröten, Seelöwen und Krebsen ins Maul.

Als die Musik verstummt, taucht er auf. Er sitzt auf dem Rand seines Bootes und hat einen weißen Cremestreifen auf der Nase.

»Ciao, Liebes, hast du diesen Sonnenuntergang gesehen? Jetzt schau mal genau hin. Gleich siehst du, wie dieses Rie-

senvieh, das eine Tonne wiegt, so leicht aus dem Wasser springt wie ein fliegender Fisch. Die weißen Haie in Südafrika haben die Angewohnheit, wenn sie eine Ohrenrobbe fangen wollen, sich so akrobatisch in die Luft zu schrauben wie Delphine.«

Er zeigt mir eine Attrappe aus Kunststoff. »Das ist unser Köder: eine künstliche Robbe. Wir hängen sie an das Motorboot und lassen sie Wasserski fahren.«

Er deutet auf den Schwanz dieser künstlichen Robbe. »Hier haben wir eine kleine Unterwasserkamera installiert. Du wirst das Maul des großen weißen Hais aus der Nähe sehen, so dass du glaubst, dich direkt darin zu befinden.«

Lächelnd erklärt er: »Heute Morgen, bei Sonnenaufgang, hat ein hübsches, vier Meter langes Weibchen angebissen. Es tauchte mit dem ganzen Körper aus dem Wasser auf und drehte mit der Eleganz eines olympischen Kunstspringers eine Pirouette in der Luft.«

Er beugt sich hinunter und sammelt den Köder vom Morgen ein. Nun zeigt er mir genau die Stelle, an der die Attrappe von einem Biss zerfetzt wurde. »Das Weibchen hat den Irrtum sofort bemerkt und nach dem ersten Biss losgelassen. Das arme Ding, es muss sehr enttäuscht gewesen sein.«

Er dreht sich um und deutet auf das Meer, wo ein dunkler Schatten das Boot umkreist. »Aber am Nachmittag ist sie zurückgekommen, und wir haben uns ausgesöhnt. Wir haben ihr einen Thunfisch zugeworfen, und sie hat ihn gern genommen. Den hatte sie sich nach ihrer Ballettnummer verdient. Zunächst war sie noch ein bisschen nervös, hat ein Stück Landesteg angeknabbert. Aber sie liebt doch unsere Gesellschaft. Den zweiten Thunfisch habe ich ihr mit bloßen Händen gegeben. Und dann habe ich sie ein wenig gestreichelt. Sieh mal.«

Der Bug des Motorbootes gleitet über das Wasser, während der Köder auf die Wellen klatscht wie ein Surfbrett. Kurz darauf

bewegt sich etwas an der Wasseroberfläche mit der gleichen Geschwindigkeit wie ein Boot. Der große weiße Hai springt hoch, dreht sich und landet auf dem Rücken, wobei er eine riesige Menge Wasser verdrängt.

Papa klatscht in die Hände, das Boot wird langsamer, bis es schließlich anhält. Ricky, sein Assistent, zieht an dem Seil und holt die künstliche Ohrenrobbe ein. Papa betrachtet den Köder genau, hebt mit zwei Fingern einen scharfen dreieckigen Zahn hoch. »Sie hat uns ein kleines Geschenk dagelassen. Gefällt es dir, Sofia? Das ist für dich. In ein paar Tagen wirst du einen wunderhübschen Anhänger erhalten. Ich werde mich jetzt bei ihr bedanken.«

Ich sehe, wie Papa mit federnden Schritten über den Steg geht, einen Arm ausstreckt und einen Thunfisch in der Hand hält. Der Hai springt plötzlich hoch und schnappt nach dem Leckerbissen. Doch dann verharrt er so, mit aufgerissenem Maul, das Gesicht knapp oberhalb der Wasserfläche, weil Papa ihm im letzten Augenblick die Mahlzeit entzogen und ihm eine Hand auf die Nase gelegt hat. Der Hai bewegt sich keinen Zentimeter, ist wie hypnotisiert. Papa wendet sich der Kamera zu: »Wenn du die Nase eines Hais berührst, fällt er in Trance. Nun kann ich ihn auch streicheln.«

Ich sehe, wie die Finger meines Vaters zart über die weiße Haut gleiten.

»Warum fürchtest du dich, Sofia? Er ist doch ein wunderbares Geschöpf.«

Ich habe ein unglaublich schlechtes Verhältnis zu Haien. Meine Angst vor ihnen ist so tief in meinem Unterbewusstsein verwurzelt, dass ich inzwischen nicht einmal mehr im Meer schwimme. Ich wage mich höchstens ins flache, durchscheinende Wasser. Wenn ich nicht sehe, was unter mir ist, gerate ich in Panik.

Papa verlangt ständig von mir, ich solle mich nicht so anstellen, aber das schaffe ich nicht. Die Angst ist stärker als ich.

»Du verhältst dich falsch. Wenn du Angst hast, begibst du dich in die Rolle der Beute. Und das spürt das Tier. Man muss ruhig bleiben. Denk daran, Sofia, der Hai hat genauso viel Angst wie du.«

Jacques Brel übernimmt seine Rolle, und ich schaue zu, wie mein Vater auf dem Rücken eines weißen Hais schwimmt, wobei er sich an einer Flosse festhält. *Quand on n'a l'amour*, singt Jacques Brel.

Nur wenige Menschen haben den Mut, mit weißen Haien zu tauchen, aber mein Vater empfindet sich deshalb nicht als etwas Besonderes. Er bleibt mit beiden Beinen fest auf dem Boden oder besser: im Wasser.

»Weißt du, ich bin zu alt, um gedankenlos zu sein. Ich tauche nur ohne Käfig, wenn die Bedingungen stimmen. Das Meer muss ruhig und das Wasser vollkommen klar sein. Ich muss immer sehen können, wo der Hai ist und vor allem, ob noch andere kommen. Gefährlich wird es nur, wenn ein zweiter Hai unvorhergesehen auftaucht.

Außerdem beobachte ich das Tier lange vorher. Ich muss wissen, wen ich da vor mir habe. Haie sind genauso unterschiedlich veranlagt wie Hunde oder Katzen. Es gibt angriffslustige, schüchterne, gesellige und neugierige Haie.

Glaub mir, ich gehe nur ins Wasser, wenn ich sicher bin, dass der Hai ganz ruhig ist. Und vor allem beobachte ich mich selbst. Sollte ich wenig geschlafen haben, nervös, betrübt oder besonders angegriffen sein, werde ich bestimmt im Boot bleiben. Weißt du, das ist eine Frage des Respekts und der Erfahrung, die das Meer, den Hai und mich selbst betreffen. Kurz gesagt, es ist eine Frage des Gleichgewichts, Sofia.«

Manchmal brauche ich ihn. Ich meine, Papa. Aber vielleicht auch sein Gleichgewicht.

»Manche Haie halten sich unten auf dem sandigen Boden des Meeres auf, Ammenhaie, Grundhaie und Engelhaie ... der weiße Hai nicht. Weißt du auch, warum? Er berührt niemals den Boden. Er kommt ohne ihn aus, weil er die Tiefe schon in sich hat. Das ist natürlich keine wissenschaftliche Antwort. Doch die reine Wissenschaft ohne einen Funken Phantasie würde mich zu sehr einengen.

Weißt du eigentlich, dass der Hai ein Urzeitfisch ist? Er war schon vollkommen, als er geboren wurde, und hat sich seit Millionen Jahren nicht verändert. Ein lebender Archetypus. Für uns ist er zum Urbild des Todes geworden, aber das ist ein Irrtum: dieser Fisch ist das pure Leben, ein Symbol des Lebens von Anfang an. Und ich brauche seine Flosse. Im Vergleich zu ihm bin ich so neu und schutzlos. Diese Tiere haben mir ein unverhältnismäßiges Bedürfnis nach Unsterblichkeit eingegeben. Ich weiß nicht, wie es kommt, dieses urzeitliche Geschöpf macht mich vollkommen.«

Das Video bricht ab. Eine graue Linie kommt ins Bild. Mein Vater wendet sich der Unterwasserkamera zu und winkt mir zum Abschied, während er mit dem Hai davonschwimmt.